



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

I. Die Entstehung der Iphigenie.

1. Das Jahr 1779.

Als der geschäftsführende Ausschuß der hiesigen Goethegesellschaft die ehrenvolle Einladung an mich richtete, bei der diesjährigen Generalversammlung den Festvortrag zu halten, so habe ich in meiner bereitwilligen Annahme mich wohl zu sehr von der eigenen Neigung leiten lassen und zu wenig geprüft, ob ich es unternehmen dürfe, bei einer solchen Gelegenheit über Goethe zu sprechen, da seit längerer Zeit mich Arbeiten anderer Art von der Beschäftigung mit unserem Dichter entfernt hielten. Denn man muß stetig in ihm leben, um einen Gegenstand, der in seine Bande gehört, eingehend zu behandeln. So fordert es der unerschöpfliche Geist seiner Werke und der beständige Fortgang der ihm gewidmeten Untersuchungen. Eine solche in rüstiger Arbeit begriffene, durch glückliche

Auffindungen belohnende und lohnende Forschung, die jährlich ihre guten Früchte trägt, ist der Zweck und Erfolg der weimar'schen Goethegesellschaft, Dank dem erhabenen Willen, der sie ins Leben gerufen! Ich fühlte mich von der Aufgabe gelockt, in Weimar, diesem gegenwärtigen Mittelpunkte der Goetheforschung, über den Dichter zu reden.

Unter Goethes weltkundigen dramatischen Dichtungen sind zwei, die seinem Leben in Weimar und zwar der ersten noch jugendlichen Periode desselben ihren Ursprung verdanken: Iphigenie auf Tauris und Torquato Tasso, Werke, die niemals aus der früheren Zeit des Sturms und Drangs, aus jenen Frankfurter Jahren hätten hervorgehen können, die in Götz und Werther, in Sathros, Prometheus und der ältesten Faustdichtung, in Clavigo, Stella und den Anfängen des Egmont ausgelebt wurden.

Iphigenie und Tasso haben, was ihre Entstehungsgeschichte betrifft, gemeinsame Schicksale gehabt: Weimar war ihre erste Heimath, Italien die zweite. „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernstern Epoche vorspukten.“ So schrieb Goethe im Januar 1788

in sein italienisches Tagebuch, wenige Wochen vor seinem Abschiede von Rom, als er von hier aus auf die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens zurückblickte.

Die ernste Epoche kam nicht gleich mit dem ersten Tage, wo er in Weimar erschien, sie brach sich allmählich Bahn unter mancherlei Stürmen, die noch ausgetobt sein wollten, wie unter dem Gewichte schwieriger Kämpfe und Aufgaben. Das Jahr 1779 bezeichnet ihren Durchbruch, die bedeutame Grenzscheide innerhalb der ersten Periode der weimar'schen Goethezeit von seiner Ankunft bis zur italienischen Reise.

In diesem Jahre vollendete Goethe sein erstes Menschenalter, er trat in die Führung der Staatsgeschäfte und übernahm die Leitung einiger Verwaltungszweige; dann folgte seine zweite Schweizerreise, er begleitete den Herzog, mit dem er vier Monate lang so gut wie allein blieb. Unterwegs erlebte er Erinnerungen sehr ernster und rührender Art, womit er von seiner Jugend scheidet: der letzte Abschiedsgruß in Sessenheim, das Grab der Schwester in Emmendingen! Nach den ungeheuren Einbrüden, die er mit dem Herzog gemeinsam in den Eisgebirgen Savoyens erlebt hat, sieht er sich

zum zweitenmale auf den Höhen des Gotthard, vor sich den Weg nach Italien, aber es lockt ihn nicht, das Land seiner Sehnsucht, denn er hält es für geboten und besser, mit seinem fürstlichen Freunde heimzukehren. Er fühlt seine Stellung in Weimar und sein persönliches Verhältniß zu Karl August als eine Sendung, die ihm beschieden sei und erfüllt sein wolle nicht blos durch Werke der Dichtkunst. „Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen und kein Gesang die hohen Wogen stillen.“ Er liebt den jugendlichen Fürsten und fühlt sich berufen, ihm auch ein Leiter zu sein. „Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre ihm Irrthum eine Leidenschaft.“

Schon damals lebte in Goethes Seele jene hohe Stimmung, worin ihm sein weimar'sches Leben als eine gewichtige Sendung erschien, die auch dem Lande, das ihm eine zweite Heimath geworden, insbesondere aber dem Herzog persönlich geweiht sei, an dessen Wesen er den verständniß- und liebevollsten Antheil nahm. Er hat diese Stimmung vier Jahre später in dem herrlichsten aller Hof- und Geburtstagsgedichte wie ein feierliches Bekenntniß ausgesprochen:

Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit,
 Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
 Woher ich sei, wer mich hierher gesandt,
 Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
 Und durch die Freundschaft festgebannt.

Die größte poetische Geburt des Jahres 1779 war die Iphigenie, und die ernste Grundstimmung des Dichters, worin er eine große und heilsame Mission vor sich sah, hatte etwas der Grundidee dieser Dichtung verwandtes.

Bei aller Aehnlichkeit, die in Ansehung ihrer Entwicklungsgeschichte zwischen den Dichtungen der Iphigenie und des Tasso besteht, war doch der Gang und die Art ihrer Entstehung sehr verschieden. Während der Tasso in Weimar begonnen und vollendet wurde, nachdem er in Italien umgestaltet und gereift war — er wuchs nach Goethes schöner Vergleichung langsam, wie ein Orangenbaum — durchlief die Dichtung der Iphigenie als ein Ganzes eine Reihe von Entwicklungs- und Ausbildungsformen, deren fünfte und letzte erst unter dem Himmel Italiens gedieh.

Ein besonders günstiges Schicksal hat bei diesem Werke die Kraft des Dichters beschwingt, so daß es außerordentlich schnell zu Stande kam. Im

ersten Wurf ist es fertig, aus einem Guß, in allen wesentlichen Zügen gelungen, wie viel auch im einzelnen zu ändern, zu feilen und zu bessern war. Den 14. Februar 1779 wurde es begonnen, den 28. März vollendet. Ein menschlicher Jupiter braucht etwas mehr Zeit als der göttliche; die Geburt der Goethe'schen Iphigenie war, wie die der Minerva!

Er hat den vierten Act auf dem Schwalbstein bei Ilmenau in einem Tage geschrieben. Es war am 19. März 1779. Daß es „nach einer Wahl von drei Jahren“ geschehen sei, will Riemer zweiundfünfzig Jahre später von Goethe gehört haben. Aber nachdem die drei ersten Acte in drei Wochen geschrieben waren, ist nicht zu begreifen, wie der vierte Act Gegenstand einer Wahl gewesen sein soll, die drei Jahre gedauert habe¹. Auch weiß Goethes Tagebuch nichts davon, es berichtet unter dem

¹ Der Bericht Riemers hat zu der Annahme geführt, daß die Dichtung der Iphigenie schon 1776 entstanden sei, als sich Goethe mit einem Trauergebichte auf den Tod der Nichte Gluck trug; er habe dem Ländlicher der aulischen Iphigenie zu Ehren die Dichtung der taurischen unternommen und dadurch vielleicht Gluck selbst auf den Gedanken gebracht, auch eine Iphigenie in Tauris zu componiren, die

19. März: „Allein auf dem Schwalbenstein den vierten Act der Iphigenie geschrieben“.

2. Die Iphigeniensage. Die taurische und die delphische Iphigenie.

Wie lange Zeit die Vorbereitung gewährt und Goethe über den Stoff der Iphigeniensage und seine Fassung derselben nachgedacht hat, bis er zur Ausführung des Werkes schritt, wissen wir nicht. Er hat diesen Stoff, in welchem sich die Kultus-
sage von der Verpflanzung der taurischen Artemis nach Griechenland mit der trojanischen Heroensage, mit der Erzählung von den grauenvollen Thaten der Pelopiden, von der Heimkehr des Agamemnon und den Schicksalen des Orestes verschwifert hatte, aus den griechischen Tragikern, der Orestie des Aeschylus, der Elektra des Sophokles, den Iphigenien des Euripides und aus dem römischen

in demselben Jahre erschien, worin die Goethe'sche enthalten war. (Hermann Grimm, Vorlesungen über Goethe, XV. S. 269—271.) Dagegen hat Erich Schmidt ganz neuerdings wahrscheinlich zu machen gesucht, daß jenes Trauergebieth Goethes Proserpina sei. (Bierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1888. Bd. I. S. 27—52.) Nach Wielands brieflichen Aeußerungen gegen Glück ist das Goethe'sche Trauergebieth wohl gar nicht zu Stande gekommen.

Fabelbuche des Hyginus kennen gelernt und so umgestaltet, wie es seinem Genius und seiner in Weimar gereiften und vertieften Lebensanschauung entsprach.

Den Grundzug der Kultussage nahm er von Euripides auf, um ihn in der eigenen Dichtung zu tilgen. Der Muttermörder soll entfühnt sein, wenn er das Bild der taurischen Göttin nach Griechenland bringt. Bei Euripides ist dieses Ziel Athen, bei Goethe Delphi. Apollo verlangt nach der Schwester, sein Orakelspruch ist zweideutig:

Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen weilt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch.

Verstanden unter diesem Wort wird von dem Schuldigen die Schwester des Gottes, gemeint ist die des Orestes. Der Fluch wird gelöst nicht durch eine dem Gott wohlgefällige Cultushandlung, sondern durch die Lauterkeit und Liebe der Schwester¹.

In dem römischen Fabelbuche hatte Goethe noch eine weitere Fortbildung der Iphigeniensage.

¹ „Alle menschlichen Gebrechen fähnet reine Menschlichkeit.“ Dieses Wort schrieb Goethe in ein Exemplar seiner Dichtung, das er achtundvierzig Jahre nach deren Entstehung einem vortrefflichen Darsteller des Orest schenkte.

gefunden, welche in Delphi spielt. Der tragische Stoff hatte sich zu einer Trilogie auseinandergelegt: Iphigenie in Aulis, in Tauris, in Delphi. Hierher sei Elektra gegangen, um von dem Orakel das Schicksal des Bruders zu erkunden, nachdem sie gehört, daß er in Tauris der Göttin geopfert worden sei; sie bringt das Beil mit sich, womit Klytämnestra den Agamemnon, Orestes die Mutter erschlagen hat, um es im Heiligthum des Gottes niederzulegen, damit es ruhe. Iphigenie kommt mit Orestes und Pylades, die sie gerettet hat, nach Delphi und wird hier der Elektra als die Priesterin bezeichnet, die das Opfer vollzogen habe. Schon erhebt jene das Beil, um den Bruder zu rächen, da erfolgt die Wiedererkennung und Vereinigung der Geschwister.

Es war wohl diese Sage, die Goethen bewogen hat, den Orakelspruch, der den Orestes nach Tauris sendet, so umzugestalten, daß dieser das Bild der Göttin nach Delphi bringen soll. Damit war in der Iphigenie in Tauris schon die in Delphi angelegt und motivirt, ganz nach Goethes Art, der Glied in Glied fügt. Dieser Anlage gemäß sollte Elektra, die den Spruch und die Sendung kennt,

nach Delphi gehen, um hier den Bruder zu erwarten, und der fünfte Act dieser zweiten Iphigenie-dichtung sollte die Wiedererkennung enthalten. Er schrieb den 18. October 1786 von Bologna an die Freundin in Weimar: „Heute früh hatte ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlaf und Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos rein zu finden. Es giebt einen fünften Act und eine Wiedererkennung, desgleichen nicht viel soll aufzuweisen sein. Ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind.“ „Wenn diese Scene gelingt“, sagt er in der späteren Erzählung der italienischen Reise, wo er den Plan etwas näher darlegt, „so ist nicht leicht etwas Größeres und Kührenderes auf dem Theater gesehen worden“.

Nun wurde aber in Goethes taurischer Iphigenie der Orakelspruch, der nach Delphi wies, in einem ganz anderen Sinne erfüllt als in dem der Kultusfage. Das Bild der Göttin blieb in Tauris, die Geschwister gingen nach Mykenä und hatten keinen Grund mehr, nach Delphi zu wandern, wenigstens nicht den, welcher die Elektra dort den Bruder erwarten ließ. Nachdem auf diese Art das Band, das die delphische Iphigenie mit der taurischen

verknüpfen sollte, in der letzteren abgeschnitten war, mochte es für Goethe weit leichter sein, den fünften Act der Iphigenie in Delphi zu finden, als den ersten.

3. Iphigenie auf Tauris.

Welcher merkwürdige Gang der Schicksale, den unsere deutsche Iphigenie erlebt hat! Ihrer ersten Vollendung in rhythmischer Prosa folgten sogleich die ersten Aufführungen auf dem fürstlichen Liebhabertheater, die dritte geschah den 12. Juli 1779 in Ettersburg: Corona gab die Iphigenie, Karl August den Pylades, Goethe den Orest. Ein Augenzeuge schildert den unvergeßlichen Anblick: „Goethe in griechischer Tracht, wie ein Apoll herabgestiegen, um die Schönheit Griechenlands zu verkörpern und im Wort zu beleben! Nie wurde eine gleiche Vereinigung geistiger und physischer Vollkommenheiten gesehen.“

Die erste Ausführung in Prosa hatte sechs Wochen gedauert, die letzte in der metrischen Form, worin die Welt diese Dichtung zu lesen und zu hören gewöhnt ist, brauchte vier Monate: vom 12. September 1786 bis zum 12. Januar des folgenden Jahres. Die Heimath ihrer schöpferischen

Gestaltung war Goethes Gartenhaus, das Schloßchen in Dornburg, Apolda, wo der König Thoas reden sollte, als ob die Strumpfwirker nicht hungerten, Buttstädt, Allstedt, der Schwalbenstein und Weimar. Die Heimath ihrer letzten Formvollendung war am Gardasee, Verona, Vicenza, Venedig, Bologna und Rom!

Goethe hatte Rekruten auszuheben und den Wegebau zu beaufsichtigen, wozu auch das weimar'sche Straßenpflaster gehörte, als er die Iphigenie schuf. In Buttstädt sah ihn Knebel, von Rekruten umgeben, die Conscriptionslisten auf dem Tisch, darunter die Handschrift der Iphigenie. Wäre es nicht Goethe, man könnte an eine Scene in Heinrich IV. erinnert sein!

In Bologna sah er das Bild der heiligen Agathe: „Ich habe mir sie wohl gemerkt“, schrieb er der Freundin, „ich werde diesem Ideal meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht sagen könnte¹.“

¹ Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. II, herausgegeben von Erich Schmidt. S. 188. (Den 19. Oct. 1786.)

II. Der religiöse Charakter der Iphigenie.

1. Die Sendung.

Indessen hätte unserer Iphigenie keine Formvollendung den Ausdruck einer Heiligen verleihen können, wenn nicht ihr Charakter von Grund aus so gestimmt und gerichtet war, daß in jeder Aeußerung eine Hoheit und Milde, eine stille, unabhare Fassung und eine liebevolle sanfte Theilnahme erscheinen mußte, mit der sich auch die leiseste Härte oder Schroffheit nicht mehr vertragen wolte. Eine solche Gemüthsvollkommenheit reift nur allmählich im Leben wie in der Dichtung. Die Geburt der Iphigenie geschah schnell, ihre Ausbildung langsam, in einer Reihe von Phasen, wobei dem Dichter das Ziel beständig vorschwebte und er zuletzt die Heilige in Bologna zu Hülfe nahm.

Was von dem Wesen der Iphigenie gilt, muß von der ganzen Dichtung gelten, in deren Mittelpunkt sie steht. Von den zwanzig Auftritten unseres Schauspiels erscheint Iphigenie in sechszehn, darunter in fünf Monologen. Der religiöse Grundzug, der sie und die Dichtung beherrscht, ist so mächtig, daß unter seiner Gewalt alle erotischen

Gefühle schweigen, und auch den König in seiner Werbung nicht bestimmen, geschweige mit sich fortreißen. Diesen religiösen Charakter näher zu beleuchten, ist das Ziel meiner Rede. Es hieß zu wenig sagen, wollte man nur auf die Wahrscheinlichkeit unserer Iphigenie hinweisen, die im Gegensatz zu der des Euripides den Betrug nicht über sich bringt. Wahrhaft im höchsten Sinn ist auch Antigone gegen Kreon, wahr ist oder wird auch Neoptolemos gegenüber dem Philoktet im Gegensatz zum Odysseus.

An die Stelle eines Orakelspruchs läßt Goethe in seiner Dichtung die Erfüllung einer religiösen Sendung treten, von der seine Heldin sich getragen fühlt. Sie stammt aus einem hohen, fluch- und schuldbeladenen Geschlecht, in welchem die Verkettung schrecklicher Thaten und Geschehnisse durch fünf Generationen fortgewirkt hat: von Tantalus durch Pelops, dessen Söhne und Enkel bis zum Orest. Agamemnon hat durch seine Vermessenheit den Zorn der Artemis gereizt und ihr seine erstgeborene Tochter Iphigenie opfern müssen. Die Tochter zu rächen, erschlägt Klytämnestra mit ihrem Vuhlen den heimgekehrten Gemahl; den Vater zu rächen,

ermordet Orest die Mutter und wird von den Furien verfolgt.

Aber die Göttin hat Iphigenien gerettet und nach Tauris gebracht, wo sie in ihrem Heiligthum als Priesterin dient, mitten in dem sündhaften Geschlechte die einzige reine und schuldlöse Seele, ihrem Hause plötzlich durch Götterhand entrückt und in ein fernes Barbarenland versetzt, wo sie einsam lebt, von Heimweh erfüllt und von dem Vertrauen, daß sie durch eine göttliche That zu einem höheren Zweck bewahrt sei, als nur das Leben zu fristen. „Frei athmen macht das Leben nicht allein.“ „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.“ Sie glaubt sich gerettet, um die Retterin ihres Hauses zu werden: dies sei ihre geheimnißvolle Sendung, die nur erfüllt werden könne, wenn sie die eigene Seele rein und schuldblos erhalte. Sie fleht zu ihrer Göttin:

So gieb auch mich den Meinen endlich wieder
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Sie bittet den König:

Daß mich mit reinem Herzen, reiner Hand
Hinübergehn und unser Haus entschöhnen.

Wie tief sie den Gedanken einer solchen Sendung in ihrem Innersten gehegt hat und hegt, sagen in dem Selbstgespräch, welches ihrer letzten Unterredung mit Pylades folgt, die Worte:

So hofft' ich denn vergebens hier verwahrt,
 Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
 Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
 Die schwer besetzte Wohnung zu entsühnen!

Seit Tantalus trägt ihr Geschlecht den Haß der Götter. Diese ihrem Hause wieder zu versöhnen, ist die erlösende That, zu der Iphigenie sich berufen glaubt; hat sie doch durch die eigene Rettung erfahren, daß die Götter gut und menschenfreundlich, darum auch versöhnlich sind:

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
 Weit verbreitete gute Geschlechter
 Und sie fristen das flüchtige Leben
 Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
 Ihres eigenen, ewigen Himmels
 Mitgenießendes fröhliches Anschauen
 Eine Weile gönnen und lassen.

Die Göttin, deren Priesterin sie ist, ist ja auch die Göttin des Mondes:

Und dein Blick ruht über den Deinen,
 Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
 Ueber der Erde ruhet und waltet.

Sie blickt zu der Göttin des Mondes empor,
wie ihr Dichter (kurz vorher) zu dem Monde selbst:

Breitest über mein Gefühl
Bindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge milb
Ueber mein Geschick.

Ihr Vertrauen auf die Güte und Menschen-
freundlichkeit der Götter stärkt das Gefühl ihrer
Sendung und die Hoffnung auf deren Erfüllung.
Wenn dieser Glaube sie täuschte! Wenn jener Fluch,
der den Tantalus getroffen und in seinem Ge-
schlechte fortgewirkt hat, auch sie ergriffe und nöthigte,
um den Bruder zu retten, etwas Fluchwürdiges zu
thun, dann wären die Götter unversöhnlich und
nur fürchterlich:

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied,
Vergessen hatt' ich's und vergaß es gern,
Das Lied der Parzen, das sie grausend sangen,
Als Tantalus vom goldnen Stuhle fiel:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Wer wird Recht behalten: der Glaube und
die Hoffnung Iphigeniens in ihrem Gebet an die

Göttin oder jenes alte graufige Parzenlied, welches sie schon vergessen hatte, und das ihr unwillkürlich in den Sinn kommt, da sie, von Pylades gedrängt, den Bruder retten soll, indem sie den Thoas betrügt? Mit dem Gebet schließt der erste, mit dem Parzenlied der vierte Act unseres Schauspiels, der letzte bringt die Entscheidung. Man könnte das ganze Thema der Dichtung und auch deren Gliederung in die Form dieser Frage und ihrer Lösung fassen. Den Schluß des zweiten Actes bildet die Erzählung des Pylades, wodurch Iphigenie das Schicksal ihres Vaters erfährt, den Schluß des dritten die Entführung des Orest, den des letzten der Abschied.

2. Die Gemüthsart Iphigeniens.

Iphigenie könnte ihre Sendung nicht erfüllen, wenn nicht ihre Seele von den Stürmen der Leidenschaften, die in dem Hause der Tantaliden gewüthet haben und fortwüthen, völlig unberührt geblieben wäre. Sie lebt in jenem Gemüthszustande einer stillen und tief nach innen gerichteten Fassung, für welche ein großer deutscher Mystiker einen schönen Ausdruck gefunden hat, der auch in unserer Dichtung

nicht fehlt. Der Meister Eckart hat diese Windstille der Begierden, diese gottergebene Willensruhe die Gelassenheit genannt. Es ist die Ruhe, mit welcher auf die Frage des Urkas:

Willst du denn alles so gelassen wagen?

Iphigenie antwortet:

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

In ihrer ungetrübten Klarheit erkennt sie die Schicksale ihres Hauses, sie sieht, wie alles gekommen ist und so kommen mußte, da zügellose Affecte den gewaltigen Willen mächtiger Menschen, die nichts hemmte, wider einander in Aufruhr gebracht hatten. Ungeheure Kraft, gepaart mit ungeheurer Verblendung! So verhielt es sich mit den Nachkommen des Tantalus:

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verborg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos brang ihre Wuth umher.

Von Geschlecht zu Geschlecht wachsen durch ihre Forterbung die Leidenschaften und mit ihnen die Unthaten. Was in der entarteten Menschheit nach

der alten Kirchenlehre die Erbsünde heißt, nennt die heutige Entwicklungslehre im Guten wie im Bösen das Gesetz der Vererbung:

Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.

Um das Uebel zu heilen, muß man es bis auf den Grund erkennen. So klar erleuchtet sich Iphigenie die Geschichte ihres Hauses, so erzählt sie dieselbe dem Könige; sie thut es unfreiwillig, denn ihre Herkunft sollte, wie ihre Sendung, ihr Geheimniß bleiben:

Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichere Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Bennimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht.

Betroffen von dieser Größe ihrer Herkunft und von dem Ton der Ruhe und Ergebung, womit sie dieselbe bekennt, sagt Thoas:

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.

Nun enthüllt sie die Unthaten ihres Geschlechts, so wie sie geschehen sind, bis auf den Grund, aus dem sie hervorgingen, bis in das innere Elend, das sie zur Folge hatten; sie malt es mit zwei Worten:

Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
 Verborg er ihrem scheuen, düstern Blick.

Diese Erzählung Iphigeniens von der schrecklichen Vergangenheit ihres Hauses ist mir immer als ein bewunderungswürdiges Werk Goethe'scher Dichtkunst erschienen. Sie schildert, wie die Gräuel sich überbieten, sie malt den eignen Großvater, den entseßlichen Atreus, wie er ahnungslos an dem eigenen Sohn seine Rachgier mit wollüstiger Grausamkeit sättigt:

Der König

Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
 Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
 Erfährt er, wer vor seinen trunt'nen Augen
 Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
 Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
 Auf unerhörte That.

Und von dem Erbfeind ihres Hauses, dem grausen Thyestes bei jenem Mahle, dem die Sonne nicht mehr leuchten wollte, hat sie menschliche Züge bewahrt, plötzlich erwachte, rührende Regungen der Vaterliebe:

Da — eine Wehmuth ihn ergreift,
 Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
 Der Knaben an des Saales Thüre schon
 Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
 Ihm Haupt und Füße der Erschlag'nen hin.

Sie verschweigt nichts, sie beschönigt nichts, sie bekennt sich zu diesem Geschlechte der Bruder- und Kindermörder, die Enkelin des Atreus, der dem Thyestes die Söhne geschlachtet hat:

Du wendest schauernd dein Gesicht, o König,
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dies sind die Ahnherrn deiner Priesterin!

Die Iphigenie des Euripides zürnt dem Vater, der sie opfern wollte, erbarmungslos und ihrem Flehen taub, sie glüht von Rache wider alle, die ihre Opferung verschuldet haben, wie Helena, Kalchas, Odysseus, sie triumphirt über den Untergang des Achilleus, ihres trügerischen Freiers. Goethes Iphigenie gedenkt des Agamemnon mit kindlicher Verehrung:

Er ist mein Vater, doch ich darf es sagen,
In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommenen Mann's gesehn.

Sie hat den Achill in seiner Herrlichkeit erblickt und dieses Bild in ihrer Seele bewahrt. Wie Pylades erzählt, daß die Griechen Troja zerstört, aber die Gräber ihrer Besten dort zurückgelassen haben:

Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde
sagt sie von Trauer bewegt:

So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!

III. Die Schuld des Tantalus.

1. Die Sage und Iphigeniens Urtheil.

Ein sehr charakteristischer Zug unseres Gedichts ist die Darstellung der Schuld des Tantalus: es ist die Urschuld, womit die Lawine der Frevel anhebt, die sich durch fünf Geschlechter fortgewälzt hat und zuletzt den Orestes ergreift. Nach der Sage habe er das Vertrauen Jupiters, dessen Tischgenosse er war, gemißbraucht und seine Pläne den Sterblichen verrathen. In ihrer Erzählung sagt Iphigenie nicht, was Tantalus eigentlich verschuldet hat, wie sie es doch beim Pelops, Thyestes und Atreus thut, aber sie nimmt seine Schuld als die verzeihlichste von allen. Er stand den Göttern zu nah und die Kluft zwischen beiden war zu groß:

Götter sollten nicht

Mit Menschen wie mit ihres Gleichen wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther,
Allein zum Knecht zu groß und zum Gefellen

Des großen Donn'ers nur ein Mensch. So war
 Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
 War streng.

Die Sage stammt von den Dichtern, die wohl
 den Göttern zu gefallen die Schuld des Tantalus
 vergrößert haben, damit sie nicht kleiner erscheine
 als die Strafe. Iphigenie läßt sich in ihrem Ur-
 theil nicht von der Sage bestimmen:

Dichter singen: Uebermuth
 Und Untreu' stürzten ihn von Jovis Tisch
 Zur Schmach des alten Tartarus hinab.

Sie gedenkt seiner mit Ehrfurcht, auch Orest
 nennt ihn „das theure, vielberehrte Haupt“. Von
 einer Liebe zu den Seinigen ist eigentlich nur bei
 ihm die Rede. „Pelops der Gewaltigwollende“ heißt
 in Iphigeniens Erzählung „des Tantalus geliebter
 Sohn“. Unter den Qualen der Hölle bekümmert
 ihn das Schicksal seiner Nachkommen, wie er die
 Parzen sinnen hört, daß der Zorn der Götter den
 Ahnherrn noch in den Enteln verfolge:

Es horcht der Verbannte
 In nächtlichen Höhlen,
 Der Alte, die Nieber,
 Denkt Kinder und Enkel
 Und schüttelt das Haupt.

Es ist in unserer Dichtung so oft von der Schuld des Tantalus die Rede, aber worin diese Urschuld eigentlich bestanden habe, bleibt ungesagt und dunkel. „Sein Vergehen war menschlich; ihr Gericht war streng.“ So urtheilt Iphigenie. Was die Dichter „von Uebermuth und Untreu“ fingen, hält sie für falsch. „Unedel war er nicht und kein Verräther.“

2. Das Urtheil der Parzen.

Unsere Dichtung bringt noch ein drittes Urtheil, welches dem der Dichter und der Volksage völlig entgegengesetzt ist und sich im Hause des Tantalus gleich einer Familiensage erhalten hat, so daß Iphigenie es schon von ihrer Amme gehört. Dieses Urtheil lautet: Tantalus war unschuldig und das Gericht der Götter höchst ungerecht und grausam. „So fangen die Parzen“, „sie litten mit dem edlen Freunde.“

3. Die Kunde des Thoas.

Wie es sich aber mit der Schuld des Tantalus im Sinne unserer Dichtung wirklich verhalten hat, sagt Thoas, nachdem er jenes große und gelassene Wort Iphigeniens vernommen hat:

Kennst du den deinen Ahnherrn, den die Welt
 Als einen ehemals Hochbegnadigten
 Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
 Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
 An dessen alterfahrenen, vielen Sinn
 Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst
 Wie an Orakelsprüchen sich ergöhten?

Iphigenie bejaht die Frage: „Er ist es.“

Daß Tantalus der Tischgenosse Jupiters war,
 wußte auch die Sage, aber daß die Götter seinen
 Worten wie Orakelsprüchen lauschten, wußte sie nicht.
 Er durfte also nicht bloß die Rathschläge der Götter
 anhören, sondern ihnen selbst welche spenden. Das
 war zu viel für den sterblichen Mann an der
 Tafel der Götter, für diesen Emporkömmling auf
 dem Olymp, er war nicht bloß der Gast der
 Olympier, sondern wurde ja fast ihr Colleague und
 Mitgott. Dieser Tantalus hat die Rathschläge
 Jupiters nicht verrathen — „er war kein Ver-
 räther“ sagt Iphigenie — sondern mit ihnen ge-
 wetteifert, und in diesem Wettstreit kam von seiner
 Seite, was nicht ausbleiben konnte, ein Augenblick
 menschlicher Ueberhebung und Vermessenheit,
 welche die Götter nie zu verzeihen pflegen. Es
 verhielt sich mit seiner Schuld, wie Iphigenie sie
 dem Thoas darstellt: er war

Zum Knecht zu groß und zum Gefellen
Des großen Donn'ers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich.

Ich möchte die Worte „zum Knecht zu groß“ nicht so deuten, wie ich mich erinnere, sie irgendwo erklärt gefunden zu haben: daß Tantalus an der Göttertafel zu tief unten habe sitzen müssen und mit seinem Platz unzufrieden gewesen sei! Wenn ihm Jupiter seine Pläne anvertraut hat, so saß er dem Vater der Götter gewiß nahe genug.

Aber als sich der Wettstreit erhob, nahm die Freundschaft ein plötzliches Ende, die Götter waren seiner satt und ließen ihn fallen, um ihn nie wiederzusehen. Wen die Götter fallen lassen, der fällt nicht bloß, sondern stürzt in den Abgrund und verschwindet in nächtlichen Höhlen, wo er an Kinder und Enkel denken und über das eigene Schicksal sein Haupt schütteln kann.

Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben.
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Fische.
Erhebet ein Zwist sich:
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,

In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens
Im Finstern gebunden
Gerechten Gerichtes.

So fangen die Parzen! Die Vermessenheit, welche Tantalus selbst so schwer büßen mußte, wurde zur Urschuld seines ganzen Geschlechts: er ist der Vater der Niobe, der Ahnherr des Agamemnon, der sich vermaß, die Artemis zu übertreffen, und diesen Frevel mit der Opferung der Iphigenie sühnen sollte. Aber

Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte!

Um dieses Geschlecht zu entschüden, muß man seine Urschuld, die Vermessenheit, die zuletzt alle Affecte verwildert, mit der Wurzel tilgen und gerade ihr Gegentheil, die himmlische Tugend der Gelassenheit in sich aufnehmen. Dies ist von Grund aus die Gesinnung der Iphigenie und der Weg zu ihrem Ziel. Dieses Ziel ist die Entführung des Bruders.

IV. Die Entführung des Orest.

1. Die Wiedererkennung.

Mit welcher Spannung folgt Iphigenie der Erzählung des Pylades von dem Falle Trojas

und der Rückkehr der Helden! Sie erfährt die Gräuel in Mykenä, den ehebrecherischen Bund der Mutter, die heimtückische Ermordung des Vaters, den jene seit dem Opfer in Aulis gehaßt habe. Jetzt gehört ihre Sendung den Geschwistern. Wie sie vernimmt, daß beide leben, ergießt sich ihr Gefühl in ein Dankgebet:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron, denn ich bin arm und stumm.

Sie hört es von Orest, ahnungslos, daß er es selbst ist, der zu ihr redet und durch seine weitere Erzählung ihre aufleuchtende Hoffnung niederschlägt. Orest hat den Vater durch den Muttermord gerächt. Es scheint, daß sie nach dem Willen der Götter nicht ihr Haus entschöhnen, sondern nur die Ernte der verjüngten Drachensaat erleben soll:

Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger, frommer Klarheit
Zu euren Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel stärker
Und tiefer fühlen sollte?

Dieser Zweifel ist nur ein flüchtiger Schatten, der einen Augenblick lang ihre Seele trübt. Ihr Bruder lebt, schuldbeladen, unglücklich, jetzt ist er der Gegenstand ihrer Sendung:

Sage mir

Vom Unglücksel'gen! Sprich mir von Orest!

Den Mutttermord hat er geschildert, nun schildert er die Furien, die den Mörder verfolgen, und wie er sein Inneres enthüllt hat, will er auch seine Person nicht länger verbergen: „Zwischen uns sei Wahrheit! Ich bin Orest!“

Die Stunde ist gekommen, wo ihre Sendung sich erfüllen soll, die lang und heiß ersehnte; sie hat nur dieses eine Gefühl: „Erfüllung!“ Die Götter haben ihr Gebet erhört, mehr als erhört, sie gönnen ihr nicht bloß die Rückkehr, sie senden ihr zur Rückkehr den Bruder selbst, er steht vor ihr:

So steigt du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!

Die Entführung des Orest ist seine Erlösung aus der Hand der Furien; darin erfüllt sich die Mission Iphigeniens. Aber der Gegenstand dieser Entführung ist ein schuldbeladenes Dasein ganz anderer Art, als jene vermessenen, übermüthigen

und wilden Frevler, die sie dem Thoas geschildert hat.

2. Die Gemüthsart des Orest.

Unter den schuldbeladenen Tantaliden ist Orestes der einzige, den die Furien verfolgen. Wir hören nicht, daß die Unthaten des Pelops, Thyestes und Atreus sie geweckt haben; hier war jeder Frevel gesättigte Gier, die neue Frevel gebar. Auch von der Vermessenheit, jener Urschuld des Tantalus, ist nichts im Orest. Statt des Uebermuths hat das Schicksal schon in früher Kindheit die Schwermuth in seine Seele geslößt:

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter schon mir um das zarte Haupt,
Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein stummer Blick
Ein bitt'rer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.

Von den trauervollen Erinnerungen, die aus den Tagen der Kindheit in ihm fortleben, trägt eine unauslöschliche Züge:

Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester,
Am Feuer in der tiefen Halle saß,
Drängt' ich bekommen mich an ihren Schoß
Und starrte, wie sie bitter weinte, sie
Mit großen Augen an. Dann sagte sie
Von unferm hohen Vater viel; wie sehr
Verlangt' ich, ihn zu sehn, bei ihm zu sein!

Das Bild des hohen Waters hat sich tief in seine Seele geprägt. Am Tage des Mordes hat ihn die Schwester gerettet. Schwermüthig, phantasienvoll, der Liebe bedürftig, lebt er im Waterhause des Pylades, der seine Freundschaft gewinnt und mit feuriger Hingebung erwidert. Die Freundschaft erweitert ihre Herzen. Aus dem schwermüthigen Drest wird ein thatendurstiger Jüngling, der mit seinem Pylades in den Vorgefühlen einer thatenreichen Zukunft schwelgt. Nie hat ein Dichter die ideale Jünglingsfreundschaft entzückender und mächtiger geschildert, als Goethe in den Worten des Drest:

Große Thaten? Ja,

Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
 Wenn wir zusammen oft dem Wilbe nach
 Durch Berg und Thäler rannten, und bereinst
 An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich,
 Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
 Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
 Und dann wir Abends an der weiten See
 Uns an einander lehnend ruhig saßen,
 Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
 Die Welt so weit, so offen vor uns lag:
 Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
 Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
 Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Orest sieht in den Vorfahren nur die Vorbilder, er sieht nicht ihre Unthaten, nur ihre Heldenthaten und diese nicht in den Mängeln, die jedem Menschenwerk anhaften, sondern in der Verklärung der Phantasie; er sieht sie, nicht wie sie geschehen, sondern wie sie gedichtet sind, und von dieser Täuschung bestrickt, will er ihnen nach-eifern. Dies ist die Gefahr, vor welcher der lebenskundige Pylades den Freund bewahren möchte. Was sein Gemüth erfüllt, bevölkert gleich seine Phantasie: Diese Züge hat Orest von seinem Dichter.

3. Der Muttermörder und die Erinyen.

Unter allen Thaten, die er vollbringen möchte, erscheint ihm eine als die größte, die wie eine Aufgabe auf seine Seele gelegt ist: den hohen Vater zu rächen! Er schildert es der Iphigenie, indem er von sich und Pylades als dritten Personen redet:

Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen.

Diese brennende Begier der Rache ist der Dämon des Hauses, der nun auch den Orest mit sich fort-reißt. Er eilt mit dem Freunde in die Heimath zurück, er sieht die Mutter und vor ihrem Anblick

wollen die Rachegeister in seiner Brust erlösch'n,
aber die Feuerzunge der Schwester entzündet sie
wieder zu voller Gluth und läßt durch ihre Schilderungen
die alten Eindrücke des Elends und der
Schmach in seiner Phantasia auflodern.

Nun ist die Rache vollstreckt, ohne Rächgier
im Grunde seines Herzens. Aus der Großthat
ist die Schandthat, aus dem Rächer des Vaters
der Muttermörder geworden. Bevor sie geschehen,
sah er nur die Großthat vor sich; die vollbrachte
That zeigt ihm nur das Antlitz der schrecklichsten
Schuld, in welche die Götter ihn verstrickt haben:

Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner hoch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet.

Von den Furien verfolgt, fleht er den delphischen Gott um Errettung, sie wird ihm in Lauris
verheißen, und hier findet er in der Priesterin, die
ihn opfern soll, die Schwester wieder, die er ge-
opfert glaubt. Der Tod ist ihm willkommen, ein
Ziel aufs innigste zu wünschen, das Ende der
Lebensqual! Auch für die Schwester, die ihn liebe-
voll und mit Erbarmen anblickt, weiß er nichts
besseres:

Und laß dir rathen, habe
 Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
 Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
 Wie sich vom Schwefelstufh' erzeugte Drachen
 Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
 Zerflört sich selbst das wüthende Geschlecht;
 Komm kinderlos und schuldblos mit hinab!

4. Die Erlösung des Orest.

In der Dichtung des erhabenen Aeschylus wird Orestes von den Erinyen verfolgt und angeklagt, von Apollo beschützt und vertheidigt, zuletzt durch die Stimme der Göttin Athene auf dem Areopag ihrer Stadt freigesprochen; aber seine Verfolgerinnen werden deshalb nicht verurtheilt und verjagt. Es wäre schlimm um die sittliche Lebensordnung bestellt, wenn sie nicht wären, diese Dämonen des menschlichen Schuldbewußtseins, diese Hölle des Gewissens, unmythologisch zu reden. Dann gäbe es nur Schuld ohne Schuldgefühl, Frevelthaten ohne Gewissen, nur Zerrüttung ohne Wiederherstellung und Heilung. Die Schuld ist der Uebel größtes, nicht die Furien! Diese können und sollen dem Menschen nicht zum Verderben, sondern zum Heile, nicht zur Verheerung, sondern zum Segen gereichen: sie sollen nicht der Rache, son-

bern der Läuterung dienen, ohne welche kein Haus und kein Gemeinwesen gedeihen kann. Sie seien nicht wuthentbrannt, sondern wohlgesinnt und wohlthwend: mit einem Worte nicht Erinnen, sondern Eumeniden! So lautet der Spruch der weisen und herrlichen Göttin Athens. In unserer Dichtung ist es Iphigenie, welche die Erinnen des Bruders besänftigt und in Eumeniden verwandelt.

Wie er ihr den Muttermord schildert, erlebt er von neuem die schreckliche That, und sie wird in seiner Phantasie so gegenwärtig, daß er sich ganz in der Gewalt der Furien fühlt, die Beute des Fluchs, der das Haus des Tantalus vernichtet. Niemand kann und darf an ihm theilnehmen, er ist verpestet, er sieht in der Frau, die liebevoll ihre Arme nach ihm ausbreitet, die unheimliche Gier einer Furie oder einer Bacchantin. Unter den Erschütterungen des Schuldbewußtseins, die das Aeußerste erreicht haben, hört er Iphigeniens sanfte Stimme:

Mein Schicksal ist an deines festgebunden.
 Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
 O laß den reinen Hauch der Liebe dir
 Die Gluth des Busens leise wehend fühlen.
 O, wenn vergoff'nen Mutterblutes Stimme

Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfsreiche Götter vom Olympus rufen?

Unwillkürlich öffnet sich dieser Stimme sein
gefoltertes Herz:

Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.

Die Furien haben ausgetobt und verstummen.
In Gegenwart dieser reinen Seele haben sie im
Innern des Orest noch einmal alle Anklagen gegen
ihn geschleudert, und Iphigenie sagt zu Orest, wie
die Göttin Athens:

Du wirst nicht untergehn!

Der ungeheuren Erschütterung folgt eine Betäu-
bung, die ihn mit wohlthätiger Vergessenheit um-
fängt. Aus ihr erwacht er mit dem Vorgefühl der
Versöhnung:

Noch Einen! reiche mir aus Bethes Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!

Im wachen Phantasietraum sieht er sich in der
Unterwelt. Sein Traum ist der eines schuldlosen
Kindes: was er schaut, ist ein Familienidyll, die
Tantaliden sind ausgesöhnt und wandeln fried-
lich mit einander. Als ob er sie in der Unter-
welt empfinde, begrüßt er die Schwester und den
Freund:

Seid ihr auch schon herabgekommen?

Dieses Gesicht ist kein Traum, sondern Wirklichkeit. Sein Herz hat die qualvolle Läuterung bestanden und öffnet sich wieder der Lebensfreude und der Thatenlust.

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden¹ ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und labet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Diese Entführung des Orest in den Armen der Iphigenie nannte Goethe „die Achse des Stücks“. Er hatte der Angelika Kaufmann in Rom sein Gedicht vorgelesen, und diese hatte, wie Goethe der Freundin schrieb, die Stelle „seid ihr auch schon herabgekommen?“ gar gemüthlich gezeichnet.

Die Wiedergeburt des Orest erinnert uns an die des Faust im Beginn des zweiten Theils. Hier singen die Geister:

Sein Inn'res reinigt von erlebtem Graus,
Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethes Fluth.

¹ In der prosaischen Fassung hieß es: „die Erinnen“.

Und die ersten Worte des erwachten Faust lauten:

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig
 Aetherische Dämmerung milde zu begrüßen,
 Du Erde warst auch diese Nacht beständig
 Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen.

V. Das stellvertretende Leiden.

Die religiösen Züge unserer Dichtung lassen sich auf einen Grundzug zurückführen, aus dem sie stammen, und der dasjenige Element derselben ausmacht, welches man wohl ihren christlichen Charakter genannt hat. Ich suche diesen Zug zu erleuchten, so hell ich es vermag und mit so wenigen Worten.

Es ist schon gesagt, daß die Entführung eines schuldbeladenen Geschlechts das Grundthema unserer Dichtung ausmacht, und dieses Thema hat im höchsten Sinn eine religiöse Bedeutung. Je blinder die Leidenschaften in der Menschennatur wüthen und Schuld auf Schuld häufen, um so verstrickter sind die Menschen in ihre Uebelthaten, um so weniger rührt sich ihr Gewissen. Mit der Läuterung beginnt und wächst an Tiefe das Schuldgefühl, welches der Mensch in seiner Sünden-Maienblüthe nicht hat. In jedem, der eine

wirkliche, ernsthafte Läuterung in sich erlebt, ist es der schon gebesserte und neue Mensch, der das Schuldgefühl trägt und leidet für den alten, noch ungebesserten und schuldigen: er leidet statt seiner oder an seiner Stelle. Eine völlig lautere und reine Seele, die keine eigene Schuld hat, fühlt und leidet die Schuld derer, welche sie liebt, von ihrem Elende befreien, von ihrer Schuld entlasten und zu einem neuen geläuterten Leben führen möchte. Wenn die anderen, die sie liebt, die ganze Menschheit sind, so besteht in diesem stellvertretenden und erlösenden Leiden die Christusthat.

In unserer Dichtung ist es das Geschlecht des Tantalus, das der Entföhnung bedarf, und aus dem eine Seele hervorgegangen ist, völlig rein und schuldlos, die an den Leidenschaften, die ihr Haus zerrüttet haben, an den Freveln, die daraus entsprungen sind, gar keinen Antheil hat, aber deshalb diese Frevel bis in ihre Wurzeln erkennt, und da sie das schuldbeladene Geschlecht liebt, so ist sie es, die für alle die anderen das Schuldgefühl trägt und leidet. Darum ist und fühlt auch sie allein sich berufen zur Entföhnung des Hauses.

Ich möchte nicht mißverstanden sein, wenn ich

den Ausdruck „stellvertretendes Leiden“ brauche, womit bekanntlich das tiefste und nach der gewöhnlichen Meinung dunkelste Mysterium der christlichen Religion und Kirche bezeichnet wird. Ich halte mich hier mit dieser Vorstellung in den Grenzen einer rein menschlichen Betrachtung. Es ist kein Mysterium, daß das Schuldgefühl besser ist als die Schuld; es ist auch kein Mysterium, daß die lauterste Gesinnung zugleich die liebevollste ist, die das tiefste Mitgefühl mit dem Unglücke anderer hegt, mit ihren unglücklichen Seelenzuständen, die nicht elender sein können, als wenn sie schuldbeladen sind ohne Schuldbewußtsein, wie die Zustände jener blinden Selbstsucht und Zwietracht, wo vererbte Leidenschaften grenzenlos wüthen. Die Schuld fällt in die bösen Menschen „mit dem scheuen, düstern Blick“, das Schuldgefühl in den guten, dieser leidet für jene, ob nun der böse Mensch er selbst in seiner Vergangenheit ist, oder ob es seine Blutsverwandten sind oder seine Mitmenschen. Soll aber das stellvertretende Leiden auch in diesem Sinn ein Mysterium sein, dann bekenne ich, daß mir dasselbe in keiner Dichtung so einleuchtend enthüllt worden, wie in Goethes Iphigenie.

VI. Die Iphigenie in Weimar und in Italien.

Es gewährt ein hohes Interesse, in der Entwicklungsgeschichte unserer Dichtung die erste Ausbildung mit der letzten, die Iphigenie in Weimar mit der in Italien zu vergleichen und zu sehen, welche Veränderungen dieses Seelengemälde durch gewisse Hinzufügungen, wie durch gewisse Umgestaltungen erfahren hat. Hier ist ein harter, mißtönender Ausdruck getilgt und dadurch ein Zug ausgelöscht, eine Unebenheit geglättet worden, die sich mit dem Grundton des Charakters nicht vertrug. An einer anderen Stelle ist mit dem Wohlklang der Sprache zugleich eine Seelenschönheit enthüllt oder geschaffen worden, die in das Charakterbild unserer Dichtung gehört.

Iphigeniens erste Worte sind erfüllt von schmerzlichem Heimweh:

Dem ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Während sie nach der Heimath blickt, hört sie das Meer rauschen:

Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Diese Worte, die gleichsam die dumpfe trostlose Antwort auf ihre Seufzer geben, hat Goethe erst hinzugefügt, als er den Gardasee vor sich sah; er las im Virgil die Stelle, welche die anbrausende Fluth dieses Sees schildert und schrieb in glücklicher Stimmung der Freundin in Weimar: „Der erste lateinische Vers, dessen Gegenstand mir lebendig vorsteht!“ Er nahm den Anblick des ersten italienischen Sees, den er vor Augen hatte, fröhlicher als seine Heldin den des unwirthlichen Pontus.

In ihrem ersten Gespräch mit Artas sagt die weimar'sche Iphigenie, indem sie von ihrer Jugend redet: „Leider wurde ich in das Elend meines Hauses früh verwickelt“. Das klingt, als ob sie ihre Herkunft und damit ihre Sendung beklage, die doch aus dem Elende ihres Hauses hervorgeht. Der Fluch ist ihr fremd, nicht das Elend der Ihrigen, woran sie den liebevollsten Antheil nimmt. Sie hat den Ausspruch in Italien geändert und nun heißt es:

Leider faßte da

Ein fremder Fluch mich an.

Die ersten Worte, womit Iphigenie dem Thoas ihr Geheimniß enthüllt, lauteten in der ersten

Fassung: „Ich bin aus Tantal's merkwürdigem Geschlecht“. Das klingt ja fast, als ob sie sich ihrer Herkunft rühmte, weshalb Thoas hier auch nicht sagt: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus“, sondern nur: „Du sprichst ein großes Wort“. Auch die Bilder des rachetrunkenen Atrous und des nach seinen Kindern bangenden Thyestes sind der Erzählung Iphigeniens erst von der vollendenden Hand des Dichters eingefügt worden.

Nach ihrem letzten Gespräch mit Pylades, der ihr die Rettung des Bruders durch den Betrug des Königs zur Pflicht machen wollte, ringt ihre Seele gegen diese Versuchung zum Undank. In der ersten Fassung läßt sie der Dichter in die Klage ausbrechen: „Ach! warum scheint der Undank mir, wie tausend anderen, nicht ein leichtes, unbedeutendes Vergehen!“

Zu diesen Worten hat die Heilige in Bologna gewiß den Kopf geschüttelt, als Goethe sie ihr vorlas. Iphigenie konnte doch in einer der häßlichsten Untugenden nicht sein wollen, wie tausend andere, sie, die noch eben allen Gründen und Ueberredungskünften des Pylades widerstanden und gesagt hatte:

„Ich untersuche nicht, ich fühle nur.
Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.“

Dieser Zug ist in der letzten Fassung verschwunden, es war ein Fleck in unserem Seelengemälde. An seine Stelle hat die vollendende Hand des Dichters einen anderen treten lassen, und wir ahnen nicht mehr, was Iphigenie hier zuerst gesagt hatte. Jetzt erscheint ihr die That des Undanks, die Pylades fordert, als eine Wirkung des Götterfluchs, der auch sie ergreifen und nicht dulden will, daß sie ihre segensreiche Sendung erfülle. Die Erinnerung an das Parzenlied erwacht, und sie fleht die Götter an, sie vor dem Fluch zu bewahren.

Rettet mich

Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Sie ist entschlossen, dem Könige die Wahrheit zu bekennen. Die erste Fassung enthielt zwei Ausdrücke, die sich mit der Sprache Iphigeniens nicht vertrugen, denn der eine war unnütz und der andere häßlich. „Könntest du sehen, wie meine Seele durcheinander kämpft, ein böß Geschwür, das sie ergreifen will, im ersten Ansaß muthig abzutreiben.“ In der vollendeten Form lauten die Worte:

O sähest du, wie meine Seele kämpft,
 Ein böß Geschick, das sie ergreifen will,
 Im ersten Anfall muthig abzutreiben!

Eine der schönsten und glücklichsten Umgestaltungen betrifft die Stelle, in welcher Thoas seine Werbung einleitet. Nachdem er die Feinde besiegt hat, will er sein vereinsamtes Haus wieder beleben und begehrt die Priesterin zur Frau; er hat in der Schlacht seinen letzten Sohn verloren und setzt voraus, daß Iphigenie Kunde davon erhalten. „Es wird die Nachricht zu dir kommen sein, daß in der Schlacht mit meinen Nachbarn ich meinen letzten Sohn verloren. So lange die Rache noch meinen Geist besaß, empfand ich nicht den Schmerz, empfand nicht, wie leer es um den Beraubten sei. Nun komme ich hierher in diesen Tempel, wo ich so oft um Sieg gebeten und für Sieg gedankt, mit einem Verlangen, das schon alt in meiner Seele ist, und wünsche zum Segen mir und meinem Volke, dich als meine Braut in meine Wohnung einzuführen.“

In der vollendeten Form wird durch eine an Worten geringe, an Bedeutung tiefe und bewunderungswürdige Aenderung dieser Stelle die

Werbung nicht blos eingeleitet, sondern begründet und zwar so, daß die Seelenschönheit der Iphigenie und die edle Gemüthsart des Thoas beide in ihrem wahren Lichte erscheinen. Ihr ist nicht blos die Nachricht zugekommen, daß Thoas seinen Sohn verloren, sondern sie hat diesen Verlust mit ihm erlebt und getragen. Der König sagt:

Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß.

Diese Worte zeigen im schönsten Licht, wie Iphigenie in dem fernen Barbarenlande schon in der Erfüllung einer segensreichen Sendung lebt, an den Leiden anderer theilnehmend, trostspendend, den Sinn des Königs erheitern, die Sitten des Volks veredelnd, eine Seelsorgerin, wie Arkas sie schildert:

Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirfst?

Sie hat die Menschenopfer abgeschafft, den Dienst der Göttin geläutert und einen Cultus eingeführt, wie Pylades ihn findet:

Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige.

Jetzt verstehen wir so gut, wie Thoas eine stille Neigung für diese trost- und segensreiche Frau fassen mußte, die seine tiefen Schmerzen getheilt und gelindert hat. Im Streite wegen des Opfers, von Zorn bewegt, ruft er aus, da er sie bitten hört: „Wie oft besänftigte mich diese Stimme!“ Unmöglich, daß Thoas dieser Frau den Bruder raubt, die Heimkehr versagt, ohne Lebewohl von ihr scheidet.

Als der König das Opfer beschleunigt sehen will und von Iphigenie fordert, daß sie ihm gehorche, sagt diese in der ersten Fassung: „Dem Ausdruck eines rauhen Mannes bin ich mich zu fügen nicht gewöhnt“.

So durften diese Worte nicht bleiben, ohne die Gemüthsart des Thoas zu entstellen. Mit einer glücklich veränderten Wortstellung wurde in der letzten Fassung geholfen. Hier sagt Iphigenie:

Dem rauhen Ausdruck eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Es ist ja ein großer Unterschied, ob der Mann
rauh ist oder sein Ausdruck!

Ueberhaupt kann man an mehr als einer
Stelle bemerken, wie die vollendete Form auch dem

Thoas zu gute gekommen ist. In der ersten Fassung sagt Arkas: „Dem König sollte nichts Geheimniß sein. Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch und fühlt es tief, daß du sorgfältig dich vor ihm verwehrst.“ Die letzte Fassung lautet:

Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
 Und fühlt es tief in seiner großen Seele,
 Daß du sorgfältig dich vor ihm verwehrst.

Dieses Wort hebt den Charakter des Königs und giebt uns schon den Eindruck desselben, noch bevor wir ihn selbst hören.

In das letzte Gespräch zwischen Iphigenie und Arkas hat der Dichter eine für die meisten Leser wohl verlorne, gedankenvolle Stelle von rührender Erhabenheit und historischer Kraft erst eingefügt, als er die Fassung seines Werks vollendete. Der Bote bittet die Priesterin, den Wunsch des Königs zu erfüllen, damit die Gefittung des Volks, die sie angepflanzt hat, fortbaure und gedeihe. Sie möge ihr eigenes Werk, das der Menschenveredlung im Lande der Barbaren, nicht im Stich lassen:

O wende nicht von uns, was du vermagst!
 Du endest leicht, was du begonnen hast:

Denn nirgends baut die Milde, die herab
 In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
 Ein Reich sich schneller, als wo trüb und wild
 Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
 Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
 Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.

VII. Die Grenzen der Menschheit und das Göttliche.

Ein Menschenalter war seit der Erscheinung
 der Iphigenie vergangen, als Goethe im fünf-
 zehnten Buch der Bekenntnisse aus seinem Leben
 dieses Werkes gedachte, nachdem er unmittelbar vor-
 her von seinem Prometheus geredet. Der titanisch-
 gigantische, himmelstürmende Sinn habe seiner
 Dichtungsart keinen Stoff mehr verliehen, doch seien
 Gestalten, wie Tantalus, Tityon, Sisyphus noch seine
 Heiligen gewesen. „In die Gesellschaft der Götter
 aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet
 genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirth-
 lichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige
 Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete
 sie, ihr Zustand war von den Alten schon als
 wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als
 Glieder einer ungeheuren Opposition im Hinter-

grunde meiner Iphigenie zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte."

In diesen Erinnerungen, die durch die Jahre etwas verblichen waren, hat Goethe mehr seinen Tantalus vor Augen, als seine Iphigenie, die doch einzig und allein die Heldin, wie die Heilige seiner Dichtung war. Freilich bot jener titanisch-gigantische Sinn, der im Prometheus herrschte, seiner Dichtung keinen Stoff mehr, er war ausgelebt, und die weimar'sche Zeit brachte Aufgaben und Forderungen mit sich, praktische wie auch dichterische, die nicht mehr titanisch genommen sein wollten. Man vergleiche nur Goethes Prometheus mit seiner Iphigenie, um von dem Gegensatz, der sie trennt, ergriffen zu werden! Der titanische Widerwille gegen die olympischen Götter grollt nur noch im Parzenliede, welches verhallt. Die religiöse Lebensanschauung, die der Iphigenie zu Grunde liegt, erfüllte Goethen selbst und ergoß sich in einigen erhabenen Dichtungen, die mit der unsrigen so gut wie gleichzeitig waren.

Im Gefühl seiner schaffenden Künstlerkraft, die nur in sich ruhen und alles selbst vollenden will,

hatte der Goethe'sche Prometheus dem Vater der
Götter Trotz geboten:

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr — darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Ich dich ehren? Wofür?

Der Dichter, der die Iphigenie geschaffen hatte,
gab seinem Prometheus die Antwort auf diese
Frage: „Ich dich ehren? Wofür?“ Was ist der
Mensch in seiner Werkstätte gegen den Vater
der Welt!

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blicke
Ueber die Erde sä't,
Rüff' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.
Denn mit den Göttern
Soll sich nicht messen
Jrgend ein Mensch!

Der Dichter der Iphigenie wußte es wohl,
daß der Mensch, der mit den Göttern sich mißt,

sich vermißt, und daß aus der Vermessenheit die immerwährende unbefriedigte Gier folgt, worin die Tantalusqual besteht, nicht bloß in der Unterwelt, auch in der Oberwelt! Er kannte die „Grenzen der Menschheit“ und „das Göttliche“, das sich in ihr, wie in keinem anderen der geschaffenen Wesen um uns her offenbart. Das Göttliche in uns erleuchtet uns das Wesen der Gottheit und bildet den Grund unseres Glaubens, nur soll es nicht bloß gesagt, sondern erlebt und erfüllt sein:

Ebel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekanntem
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns,
Jene glauben.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der eble Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Von diesem Glauben war der Charakter unserer
Iphigenie erfüllt, in diesem Glauben war er ge-
dichtet.

